**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 49 (1945-1946)

**Heft:** 19

Artikel: Mira: ein Wort - ein Leben

Autor: Marti, Ernst

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-670734

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimgehen wieder umgelegt. Die Ausgeh-Schürze wird felbstwerftändlich zum Arbeiten mit einer richtigen Feldschürze vertauscht.

Kurzum, die schweizerische Werktagstracht von heute hat alle Tugenden, die man sich nur wünschen kann, sie ist praktisch, schön und billig dazu. Aber über alle diese Vorzüge hinaus besitzt sie einen unschätzbar geistigen Wert: sie ist ein wirkliches Bekenntnis zur Keimat und zum Vauernstand! Wer immer sie trägt, bekundet Verständnis für das Landleben und darüber hinaus nationales Empfinden.

Und daher gehört die Tracht zum Anbauwerf unserer Tage wie das Tüpflein aufs i. Zum bäuerlichen Schaffen das bäuerliche Kleid! Hoffentlich sehen bald alle Bäuerinnen unseres Landes ein, daß sie in der Werktagstracht hundertmal schöner und würdiger angezogen sind als in einem alten, verschlissenen und abgeschossenen Kunstseidenlumpen, oder gar in einem stoffarmen, scheckigen Overall, der nicht einmal recht die Knie deckt. Ein wunderbarer Anblick bei dikten Frauen, die überdies Welo fahren!

Die Städterinnen aber, die helfend in die Dörfer giehen, mögen eines bedenken: Menn sie sich in Sitte und Kleidung dem Landvolke anpassen, wenn sie nicht durch auffallendes Gebaren zu einem Argernis werden, dann geht von einem Stand zum andern ein herzliches Einvernehmen, ein buchstäbliches "Stadt und Land mitenand!" Unsere Bauern haben nun einmal mit Recht an einer heuenden Studentin in Überhofen weniger Freude als an einer Helferin in Werktagstracht. Darum möge sich auch die auf dem Lande arbeitende Stadtbewohnerin wenn immer möglich für Anschaffung eines bäuerlichen Kleides entschließen. Es ist ein wertvolles Zugeständnis an den Nährstand unseres Volkes, dem allein wir es danken muffen, daß wir heute noch nicht Hunger leiden.

Auskunft über alle Trachtenfragen geben die kantonalen Trachtenberatungsstellen, vor allem auch die Beratungsstellen der schweizerischen Trachtenvereinigungen im "Heimathus" an der Uraniabrücke in Zürich.

Ruth Blum

# Mira

Ein Wort - ein Leben

Verborgen hinter dicht gescharten Tannen halten sich die langgestreckten Gebäude eines Bades, dem heilkräftige Quellen allmählich Weltruf verschafft haben. Weit dehnt sich ringsum das schweigende Reich des Forstes. Ein Stück Schwarzwaldlandschaft ist's mitten im Herzen der Schweiz. Wer auf einem der fauber bekieften Wege fo lange lustwandelt, bis er aus dem Dämmerlicht der Bäume ins Freie tritt, in die helle Sonne, dem treten plötslich mit Wucht und scheinbar zum Greifen nahe die eisgepanzerten Riesen der Berner Alpen entgegen. Eine ebenso gewaltige als edelgeformte Burg ist's. Sie hat vor sich einen Graben, wie sich's gehört, aber nicht einen schmalen Tümpel mit grün überzogenem, faulem Maffer, sondern einen lieblichen lachenden Gec mit fristallenem Spiegel.

So ist es mit der Fernsicht am Waldrand herrlich bestellt, bescheiden aber sind die Dinge, die das Auge in der nächsten Umgebung schaut: magere Ackerlein und dürstige Mättelein, unsäglich steinige, steile Wege, ärmliche Hütten mit niedern Stübchen und engen Seißenställchen. Nicht für die beschauliche Vetrachtung des Elends in der Nähe, sondern damit die Pracht der Ferne gebührend bewundert werden könne, hat der Vadwirt dort, wo die harzigen Tannen noch den letzten Schirm spenden, eine Nuhebank errichtet.

Auf dieser saßen an einem gut warmen Nachmittag des Vorsommers einige Kurgäste. "Großmama," riesen zwei Knaben mit feiner, hochdeutscher Aussprache, "wie heißen die Verge dort, die spizen, schaurigen?" Die ältere Dame, der die Frage galt, schwieg sich über die ihr ungeläusigen Benennungen weise aus und sprach bloß würdevoll: "Der Herr Doktor wird so freundlich sein, nicht wahr, Herr Nüegsegger — der Name rang sich mühsam aus der norddeutschen Kehle — Sie wissen's ja als Sohn dieses schönen Landes ganz genau."

Und der Kandidat aus Bern, der über die Ferien zum Hüter der beiden Rangen bestellt war, hob an, gründlich zu erklären; von rechts nach links fuhr er und wußte jedes Spischen oder Grätchen zu taufen.

Lange noch lief die Belehrung weiter, obwohl der Wiffensdurft der Jugend bald gestillt war. Diese verlangten seht nach greifbaren Senüssen und baten die Sroßmutter, ihre Tasche auszupacken. Es gehörte die Dame einem Volksstamm an, der kräftige Nahrung im allgemeinen, insonderheit aber üppige Vesperschmäuse liebt, Zwischenmahlzeiten, bei denen belegte Brötchen eine wichtige Rolle spielen.

Auch im vornehmen Bade wurde von dieser heimischen Übung nicht ganz abgegangen, und so waren es denn recht appetitliche und solide Sachen, die aus der Tiese des Täschchens herausbefördert wurden. Die Knaben schmalzten mit vollen Wangen und waren doch nicht imstande, den Überfluß zu bewältigen.

Im Eifer ihrer Arbeit merkten sie nicht, daß sie scharf beobachtet wurden.

Aus dem Walde hatte sich ein barfüßiges Knäblein herangeschlichen; am Morgen war es ausgezogen, um Seidelbeeren zu suchen; in einem Stücken harten Brotes hatte das Mittagessen bestanden. Und nun sah das hungrige Bürschlein plötzlich leckere Speisen vor sich, unbekannte, märchenhafte, lockende Herrlichkeiten.

Es stellte den Topf mit den Beeren behutsam an den Strunk einer Tanne; es legte sich ins Gras und spähte, wie das Füchslein in der Fabel mit den Trauben liebäugelte. Noch immer sah niemand in der Gesellschaft den plötslich aufgetauchten Gast, der so gerne mitgehalten hätte. Aber stärker als die Lust war die Furcht. Der Badwirt, der ein gewaltiger Machthaber in der Gegend war, hielt strenge darauf, daß niemand die Fremden anbettle oder irgendwie durch Judringlichkeit belästige. Schuldige wurden dem

Lehrer verzeigt und nach altväterischen Kunstregeln verprügelt.

Die Herrenbüblein waren satt. Wie ihnen auch Großmama schmeichelnd zuredete, sie wollten nichts mehr, und doch lachten noch etliche der fetten Schnitten. Das war zu stark. Auf seinem Kartoffelbäuchlein rutschte der Barfüßige immer wieder einen Zoll näher, leuchtenden Auges, pochenden Herzens, bis er endlich gesehen wurde und bis der Berr fragte: "Woher fommst du jett? Ich glaube, du seiest vom himmel gefallen wie eine Sternschnuppe... Wie heißest du?" "Röbeli," tönte es ängstlich aus dem hungrigen Mäulchen. Und wie jett endlich eine Verbindung mit dem fremden Glüdlichen und Satten hergestellt war, wurde das stürmische Verlangen zu einem starken Hoffen: "Bielleicht, vielleicht gab es etwas von dem Uberfluß ohne Bettel, ohne Scheltenden Parkwärter, ohne nachherige Brugel." Wer wägt und mißt ein solches Gehnen und Hungern, das fast Bruftkaften und Schläfen zu zerspringen droht?

Endlich flüsterte ein Engel der Dame das Nötige ins Ohr. Sie klemmte eine besonders dicke Schnitte zwischen zwei ihrer Fingerspiken: "Magst du auch eine Bemme?" Das war ein rein deutscher Ausdruck und doch für Köbeli ein abscheuliches Fremdwort. Aber — mochte das Ding heißen, wie es wollte, das war setzt gleichgültig, die Erfüllung des Bunsches stand nahe; goldene Torflügel taten sich auf. Es sauchzte, es jubelte in Köbelis Innerm. Und er sprach — befangen, etwas patig, nur ein einziges Wort: "Mira!"

"Was sagte er da?" So wandte sich die Dame neugierig an Herrn Rüegsegger. Dieser würzte hastig den Rest des Imbisses hinab und übersette: "Mira' ist ein eigentümliches berndeutsches Wort, es heißt ungefähr so viel wie "meinetwegen', tönt gleichgültig, wird aber oft auch in Fällen gebraucht, wo die Besahung eine durchaus entschiedene oder gar freudige ist; der Ausdruck malt trefslich den Sleichmut, mit dem sich meine Landsleute in verschiedene Lagen, glückliche oder leidvolle, zu schieden vermögen."

Also erläuterte Herr Rüegsegger. Es wandten sich die Herrschaften wieder dem Waldpfade zu, und nachdem das letzte Brosämlein getilgt war, trottete Röbeli nach der väterlichen Hütte.

Es rauschte in den Tannenwipfeln ernst und flagend wie Grabgeläute, als der Winter aus rauhen Bergweiden und zerklüfteten Felsen hervorbrach. Stolz und festlich aber tönte das Rauschen im Walde, sobald es den Frühling anmelden durfte, der im Föhnsturm einherschritt.

Also ging eine Reihe von Jahren dahin, und aus dem Köbeli wurde trotz Entbehrungen, dank der herrlichen Bergluft ein recht grobknochiger, untersetzer, fräftiger Köbel. Er zog bei der Arbeit willig und zahm wie ein Stierlein im Joch. Sab's einmal Selegenheit zu nächtlichen Streichen und Naufereien, dann konnte er allerdings auch etwa tun wie ein Büffelchen, das seinen Meister noch nicht gefunden hat.

Mit den ehrwürdigen Gesetzen der Zeit und einer punktlichen Ordnung wurde Röbel eigentlich zum erstenmal in feinem Leben näher bertraut, als er "lernen" ging, d. h. als er die Refrutenschule machte. Rasch hatte er sich dem ungewohnten Drill angepaßt. Er war ein trefflicher Soldat, unverdroffen, gleichmütig, nicht wehleidig, durchaus nicht empfindlich, weder gegen Rässe und Kälte noch gegen ein ungenau gewogenes Wort. Mit vergnügtem, weisem Lächeln machte er seine Beobachtungen, unterschied die Vorgesetzten in "Gäbige" und "e chli Übertriebene", aber er begeisterte sich nicht maßlos und ließ die Salle nie überlaufen, er nahm den einen oder den andern an wie einen Sonnentag oder einen Regentag.

Darum fam der Köbel wohlbehalten aus dem Militärdienst heim, und er hatte für das bürgerliche Leben manches Nütliche gelernt, vor allem das Sacktragen; denn der zu drei Vierteln allmächtige Badwirt dang den strammen Burschen. So willig wie dieser schleppte keiner bei sengender Hitz vollgestopfte Reisekörbe und Handfoffer aus dem Tal. Sein Reff, auf dem er trug, wuchs ganz mit ihm zusammen. Wenn er einmal, etwa auf dem Kirchgang, den Kücken frei und ledig hatte, so fehlte ihm etwas; ihm schien, er habe nur den halben Buckel.

Lange Zeit hindurch machte er seine Botengänge einsam. Da traf es sich einige Male, daß er ungefähr auf halbem Wege, bei der dürftig und altmodisch eingerichteten Sägemühle, mit

einem hellblonden, hochrotwangigen Mädchen zusammentraf, das mit einem Tragkorb rüstig einherschritt. Auf stumme Verabredung hin gingen die beiden fortan zusammen, so oft sie sich begegneten. Hatten sie doch das gleiche Ziel, natűrlich das Bad, in das die Tochter fast täglich Butter und Gier brachte. Gesprochen wurde wenig. Röbel hatte gar nicht das Zeug zu einem geistreichen Plauderer, und dem Mädchen beengten die Ankenballen ein wenig den Atem. Doch merkte es bald, daß es anfangen muffe, wenn's nicht stets nur zugehen sollte wie bei den Fischen im Teich. "Du wirst am Rain unten wohnen," forschte es mit weiblicher Neugier; ein nächstes Mal folgte die stolze Mitteilung der Butterträgerin: "Ich bin auf Hohnegg daheim." Röbel machte ein ganz verblüfftes und erschrockenes Gesicht. Dort wohnte ja ein unsäglich reicher Bauer, von dem es hieß, daß er alle Monate einmal bei dem Metzger im Tale, dem dicken Gämel, "grünes" Fleisch holen lasse. Es wohlete dem armen Burschen bedeutend, als er vernahm, daß das Mädchen nicht in dem breitspurigen Bauernhaus dort drüben an der sonnigen Halde wohne, sondern in einer bescheidenen Hütte. Für den reichen Hofbesitzer mußte Mareili die Butter in die Rüche des Bades tragen.

Mitte September war's mit den Botengängen aus, weil sich um diese Zeit die Pforten des Kurhauses schlossen. Während des ganzen Winters sah Köbel seine Weggefährtin kein einziges Mal. Strenger noch als im Sommer war jett die Arbeit der rüftigen Mannschaft im Dörfchen. Tag für Tag zogen die wetterharten Gesellen in den Berg hinauf, in den Staatswald und in den Viergemeindenwald, um Stämme zu fällen. Tobte der Sturm und peitschte er nadelspike Eistristalle gegen die Augen und um die Ohren, so duckte Röbel die Nase in den hoch aufgestülpten Kragen. Führte der Marsch aus dem grauen, feuchten Nebel unter klarblauen Himmel und in den lachenden, warmen Sonnenschein, dann zog Röbel das Wams aus und arbeitete hemdärmelig. Er paßte sich immer den Berhältniffen an, nie mit Klagen und nie mit Jubeln, sondern allezeit gleichmütig.

Im Januar war's grimmig kalt. Auf dem hart gefrorenen Schnee lag eine Kette. Als Köbel die Ringe mit bloßer Hand faßte, da sette sich das starre Eisen an der Haut so unverschämt fest wie ein Blutsauger. Mit rauhem Ruck riß der zähe Bursche los; es ging, aber an dem Mietall blieben etliche Fetsen hangen. Tapfer verbiß er den Schmerz und wußte selbst Trost: "Besser ist's als ein Schranz in der Kutte, das wächst von selbst wieder nach."

Und wirklich war die Hand längst wieder heil, als der Frühling kam und als der Badewirt seine getreuen Vasallen wieder zusammentrommelte.

Auf einem der ersten Botengänge trafen sich an dem Brünnlein unter der Sägemühle der Reffträger und das Ankenmeitschi. Belebter und zutraulicher wurden jetzt die Sespräche; sie drehten sich stets um äußere und praktische Dinge, nie um gegenseitige Sefühle oder Pläne der Zukunft.

Und doch war Köbel verliebt bis über die Ohren, erfüllt von dem Trachten, mit Mareili den ganzen Weg durchs Leben gemeinsam zu machen. Aber setzt ging es dem Armen noch einmal gleich wie damals angesichts des einladenden Imbisses. Er fand für den Wunsch nicht die Worte. Wenn er reden wollte, so würgte es ihn an der Kehle, auch wandelte ihn plötliches Vangen an, das übermütige Mädchen könnte ihn auslachen.

Ende Weinmonat, gewöhnlich am Tage des ersten Schneefalls, seierte das Dorf unten im Tal Jahrmarkt. Am Nain und in der Segend der Hohnegg herrschte der Brauch, daß zu dieser Selegenheit alles ging, was marschieren, humpeln oder kriechen konnte. So sanden sich auch Köbeli und Mareili bei dem Stande, wo das Slücksrädlein schnurrte. Wortlos überreichte hier der Busche seinem Schatz ein Lebkuchenherz mit zündroten Zuckergußrosen und einem feuerheißen Verslein. Nachher gab er mit Feierlichseit die Erklärung ab, einen Dreier Notwein bezahlen zu wollen, und weil im Wirtshaus eine Baßgeige Walzerweisen brummte, wagte das Liebespärchen ein Tänzchen.

In der frühen Dämmerung stiegen die beiden den Rain hinan, der Sägemühle entgegen, wo der Weg gegen die Hohnegg rechts seitwärts bog. Ungeduldig harrte Mareili auf eine längst

erwartete Frage, aber Röbel war heute besondes unbeholfen, weil er das Neff nicht am Nücken hatte. Man mußte ein wenig nachhelfen. Die Tochter erzählte, wie es bei ihr zu Hause stehe: der Vater alt und nicht mehr imstande, zu "werchen", Verdienst genug im Bade, hinlänglich Futter für drei Geißen, dazwischen Taglohnarbeit im Bauernhause, Aussicht, drei- bis viermal im Jahre das Slücklos des grünen Fleisches zu ziehen...

Bei allen diesen Schilderungen lächelte Mareili so lustig und verführerisch, daß dem Burschen fast die Tränen kamen, weil er ein Zauberreich von Herrlichkeit vor sich sah, aber das lösende Wort, das allein den Singang auftat, einfach nicht kinden konnte.

Jest hörte man schon das bedächtige Klappern und das Knirschen in der Sägemühle. Trübselig und entsagungsvoll wandte Köbel den Blick nach links, während doch das Paradies der Hohnegg rechts zu suchen war. Und er streckte die Hand: "Sute Nacht!" Da gewann Mareili die Sinsicht, daß es noch einen weitern Ruck nachhelsen müsse. "Benn dem Stock das Nichtige nicht einfällt," so dachte es, "muß ich anfangen." Darum stand es am Brünnlein nachdenklich still, seufzte tief und sagte: "Wie wäre es, wenn du mich fragen würdest, ob ich dich nehmen wollte. Ich würde nicht "nein" sagen. Du kämest dann zu uns auf die Hohnegg, wir hätten dich nötig. Was meinst du dazu?"

In diesem Augenblick hörte Köbel Engel musizieren, und zum zweitenmal in seinem Leben sprang sein Herz vor Freude; so übervoll von Sefühlen war es, daß an dem Ausgang, um die Zunge herum, erst recht ein Gedränge entstand und alles sich staute.

Darum mußte Marieli noch einmal fragen, ordentlich ungeduldig, ziemlich bestimmt und scharf: "Was meinst du dazu?"

Da fand Röbel endlich ein Wort, nur ein einziges, das bedächtig und doch bündig klang: "Mira!"

\*

In der alten Hütte auf der Hohnegg führte das Chepaar mit zufriedenem Sinne einen höchst bescheidenen Haushalt. Mareili war die gesetz-

gebende, Röbel die vollziehende Behörde. Der Arbeit gingen beide nicht aus dem Wege, Das Fraueli hegte Gemuse im Garten, sammelte Beeren, raffte Futter zusammen für die Geißen, brachte die Hühner durch allerlei Künste zum Gierlegen, pilgerte mahrend der Fremdenzeit, wenn's irgend möglich war, jeden andern Tag ins Bad hinauf. Das Mannli trug Reisetörbe im Sommer, fällte und schlittete Holz im Winter. Ein ganzes Trüpplein Kinder wuchs heran. Ruhig nahm's der Vater, wenn's während der warmen Jahreszeit einmal an Schühlein fehlte, ohne Geufzen oder Schimpfen kaufte er am Jahrmarkt im Spätherbst sechs, sieben, acht Paar "Holzbödeli", jedes Jahr eines mehr, bis das Dutend voll war. Mit Gleichmut ließ er die Rleinen auf dem Reff reiten, und mit kaum veränderter Miene langte er den Faulen und Ungehorsamen einige Kläpse. Die Tabakspfeife aus der Mundecke zu nehmen, dazu konnten ihn tagsüber nur zwei Anlässe bewegen: ein Kirchgang oder — die Gegenwart des Badwirtes, der übellaunig wurde, wenn er schlechten Knaster riechen mußte.

\*

Einmal, Winterszeit, mußte Röbel das Rauchen sechs Wochen lang bleiben lassen. Auf eisigem Holzweg entwand sich der Schlitten den sehnigen Armen des Lenkers. Ungestum prallten die Rufen gegen das Bord. Das gab ein Jammern in der Hutte auf der Hohnegg, als der Vater mit gebrochenen Beinen heimgebracht wurde. Der Verunglückte selbst tampfte auf dem Krankenlager schwer genug mit den Gorgen, aber er tat's stille; auch zum Klagen fand er die Worte nicht. Er bewahrte männliche Fassung. Der Bäuerin aus dem großen Hause, die in einem fort jammerte: "Ach, beide Beine, beide zusammen, was ist das!", entgegnete er mit einem Anflug von trockenem Humor: "Beffer miteinander als nacheinander, es geht jett in einer Kur."

Nach der Genefung fühlte Köbel vor sedem Wetterwechsel Schmerzen. "Ich habe setzt auch ein Barometer," erzählte er einmal dem Pfarrer, "aber nicht an der Wand hängt's, wie das Eurige, sondern es steckt in den Beinen."

Mit dem Lasttragen ging es nicht mehr so gut wie früher, doch hatte der Badwirt dem treuen Diener andere Beschäftigung: Wege vom Unfraut reinigen, Bänklein zimmern und flicken. Es war mit dem Verdienst eher besser bestellt als früher.

Die Kinder wuchsen auf und wurden tüchtige Hilfsträfte. Ein Stücklein Land konnte zugekauft werden, eine Kuh angeschafft. Dieses Ereignis geschah an einem Maimarkt zu Thun und brachte der Hütte auf der Hohnegg einen ganz ungetrübten Freudentag.

Frau Mareili gestattete sich von da an der Nachbarin im Bauernhause gegenüber ein ganz kleines Stölzlein. Seißen oder Kühe, das war ein grundsätlicher Unterschied; eine Kuh oder acht, das war bloß eine Verschiedenheit der Jahl, sonst kam's auß gleiche heraus. Darum nahm sett Mareili gerne eine würdige Miene an und erkühnte sich einmal, an einem Jahrmarkt unten im Dorfe vor der Bäuerin zu sagen: "Wir Hohneggleute..." Damals lächelte Köbel auf den Stockzähnen, doch hatte er nichts wider den Vorschilag seiner Frau, außer dem Oreier Rotwein Fleisch zu bestellen, sauern Mocken, den der dick Sämel geliefert hatte.

Bedächtig steckte das Bergmannli den ersten Bissen an die Sabel, umsichtig spießte er die letten Fasern zusammen. Sleichmütig bezahlte er, was gefordert wurde, und als er wieder den Rain hinanhinkte, zog er die Schultern genau so, wie wenn er das Reff mit den Reisekörben zu tragen hätte.

Die Tage des Alters kamen; ein neuer Badwirt kehrte mit neuen Besen. Die Kinder im Hohnegghäuschen waren alle flügge geworden. Mit dem Verdienst haperte es. Manchmal wollte Mareili seufzen: "Man darf sich doch wenig oder gar nicht auf die Kinder verlassen." Dann entschuldigte Köbel: "Sie haben für sich zu tun." Sleichmütig verkaufte er die Kuh. Die Familie war ganz zusammengeschmolzen, Geißen taten's jett auch. Mit müden Fingern flocht der Alte Steinkrätten, um einige Baten zu verdienen. So ging's mit dem Unterhalt kümmerlich, aber ohne Almosen.

An einem rauhen Märztag wollte Köbel Stecklein schneiden, um Henkel zu biegen. Schlotternd kam er nach Hause, und während er auf dem Ofen kauerte, ergriff ihn der Schüttelfroft.

Am Rain und auf Hohnegg galt die Vorschrift, daß Lungenentzündung unter Umständen zu den seltenen Fällen gehöre, in denen man den Arzt rufen müsse. Das sollte geschehen, wenn es nach dem neunten Tag nach Gebrauch von Lindenblust, Holunder und Vockbart, sowie nach einem Aderlaß durch die Hebamme noch keinen Weg gegangen sei.

Am zehnten Tage wurde feierlich festgestellt, daß dieser Ausnahmefall bei Köbel vorhanden sei. Und der Doktor aus dem Dorfe stapste bis zur Sägemühle durch Schmutz und Wasserlachen, von dort an durch Schnee bis auf Hohnegg. Lange untersuchte er den Kranken; dann schüttelte er das Haupt. Trübselig fragte Mareili draußen in der ärmlichen Rauchküche: "Es wird auf beide Wege gehen können."

"Nein," erklärte der Arzt bestimmt, "hier geht's sicher nur einen Weg, macht Such gefaßt... Höchstens noch um ein paar Stunden kann es sich handeln."

Da schluchzte die Greisin im engen Stübchen, daß der Tisch, auf dem sie das Haupt senkte, zitterte und frachte. Totenstille herrschte schon jett in dem Raum. Endlich wieder ein Laut! Mit matter, hohler Stimme hauchte Köbel: "Was hat der Doktor gesagt?" Und Mareili schrie dem Schwerhörigen ins Ohr: "Noch ein paar Stunden kann es gehen.. es muß sein, es gibt scheint's nichts mehr anderes für uns." Da blickte der Kranke seine Weggefährtin noch einmal recht treu und liebevoll an. Nachher faltete er die mageren Hände. Die Hauptsache machte er still aus. Er hatte den Bescheid erfaßt: "Es muß sein!" — — "Mira," sprach er ruhig, und bald darauf schlief er ein, so kindlich sanft wie einst als barfüßiger Knabe, nachdem ihm durch ein Stücken sonniger Freundlichkeit ein starker Wunsch erfüllt worden war.

Ernft Marti

# MITTENIM SOMMER

GEORGES GISI

Mitten im Sommer muß ich Mich nach bem Sommer sehnen: Ich möchte ben Hohen, Holben Ins immer Währenbe behnen; Doch ich erleibe trauernb, Wie rasch er vorüberglüht.

Ob fich mein Herz auch innig Ihn ganz zu erfassen bemüht: Won seinen unendlichen Zaubern Fühl ich mir tausend entgebn. Werd ich den nächsten Sommer Geübter und voller sehn?